**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
**Band:** 21 (1917)

**Artikel:** Iussuf und Dschami
**Autor:** Bucherer, Else
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-573120

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Autotempo erzählt, spreche ich von Gefahr; während er vom Leben schwärmt, rede ich über den Tod. „Ihr Europäer seid seltsame Menschen! Ihr habt ein Wort, das heißt ‚lebensgefährlich'. Kein Asiate kann es übersetzen. Denn uns gilt Sterben nicht gefährlicher als Geborenwerden, Mannwerden und Heiraten." Wir bewundern den Mihrab des Kalifen Hakim; da verdichtet und verschlingt sich der Säulenwald, seltsam gezahntes Laubwerk ahmt der Stein nach, und der Hufeisenbogen erscheint mehrfach zersägt, gekerbt und gerundet. Die Gebetsnische selber ist von feinen, niedrigen Säulen, kaum mannshoch, flankiert, und darüber lastet mit asiatischer Wucht ein dunkler, schwerer Bogen, reichgeziert mit Blumenornamenten, und auf der Fläche rings um ihn die nimmermüde Wiederholung des Spruches von Allahs Gottestum. Weil hier eine Moschee ist, keine Burg mit streitbaren Mauern und Zinnen, sind auch die Außenflächen des heiligen Hauses ornamentiert, zumal die Portale reich und köstlich. Cordoba hatte einst eine Million Einwohner; so heißt es von allen großen Thronstädten der Erde, vom kaiserlichen Rom, von Athen, von Ninive, von Karakorum — es ist damit bestellt wie mit Anwartschaften auf Erbtanten; da gibt's nichts unter einer Million! Daß aber Cordoba, wie Granada, ein Zentrum reichster und gediegenster Kultur gewesen ist, davon zeugen die Palmenalleen seines Tempels, und dies heute noch, trotz den christlich-barbarischen Verunstaltungen und Zutaten. Und da ist es denn gerade das verhältnismäßig niedere Deckengebälk, das den asiatischen, trotz allen paradiesischen Verheißungen doch an dieser Erde haftenden Sinn des Nomadenvolkes verrät — der größte Gegensatz zur himmelsprengenden Gotik. Wir schreiten über die große Brücke mit den unbeirrten Pfeilern aus der Römerzeit. Dort, vom linken Ufer des Guadalquivir, kann man den weiten Bau der Moschee-Kathedrale in seiner majestätischen Großheit erschätzen. Aber dann die Augen zu! Eine Kutsche zur Station — abreisen — oder soll ich die dunkle Traurigkeit über meine Seele hinkriechen lassen, das Heimweh des Schweizers nach der Kultur der Omayaden? Nein, laß uns in den Schlafwagen einsteigen, Mercedes! Nach Toledo! In Toledo kauf ich dir eine Mandoline und einen Dolch aus vergoldetem Stahl. Ei, süße Liebe, wie gerne du doch singst und tötest!

(Schluß folgt).

---

# Jussuf und Dschami.

Nachdruck verboten.

Märchen von Else Bucherer, Rüschlikon.

In dem gebirgigen Teil des Landes Nihbandan war früher ein einsames Dorf. Da lebten arme Bauern mit ihren Viehherden und mühten sich ihr Leben lang, dem steinigen Boden die wenige Frucht für ihren Unterhalt abzugewinnen.

Zwei Brüder hüteten die Herden des Dorfes. Aber sie mußten ihre Tiere immer wieder auf andere Berge und in andere Täler treiben; denn es wuchs wenig Gras zwischen den heißen Steinen, und oft dörrte die Sonne ganze Weiden aus.

In einem Sommer regnete es weniger als je, manchmal wehte um Mittag eine weiße verlockende Wolke von dem Gipfel des Berges Kuh-Sin, aber am Abend war sie wieder verschwunden. Von Tag zu Tag bräunte sich das Gras mehr. Den Tieren konnte man die Rippen zählen, die schwachen blieben am Wege liegen und starben.

Die Hirten sangen und pfiffen nicht mehr, und eines Abends setzten sie sich mit den Aeltesten des Dorfes zusammen und sagten, man müsse viele Tiere töten, um nicht alle zu verlieren. Da fingen die Alten an und erzählten, was sie einst von ihren Großvätern gehört hatten und diese wieder von ihren Ahnen: Daß vor langer Zeit ein großer breiter Fluß das Tal durchströmte und das Land fruchtbar war und voll blühender Gärten und von Kanälen durchzogen überall. Ob seine Quellen jetzt versiegt waren oder ob er einen andern Weg eingeschlagen hatte? Nur kleine Gräben liefen jetzt durch die Felder, denen der Bach sein ganzes Wasser gab.

In jener Nacht schliefen die beiden Hir-

ten nicht. Am Morgen sagte Jussuf, der jüngere Bruder, zum älteren: „Wenn du die Herden, die jetzt so klein geworden sind, allein hüten kannst, dann will ich mich aufmachen und über das Land gehen, um unsern alten großen Fluß zu suchen."

„Sieh, dasselbe habe ich heute nacht bei mir gedacht," sagte Dschami; „so wollen wir beide gehen, du nach Osten, ich nach Westen. Für unsere Herden wird sich ein anderer Hirt finden."

Es war aber noch keiner von denen, die im Dorfe lebten, über den letzten Weideplatz hinausgekommen. Die es früher versucht hatten, waren verschollen. Die Brüder versorgten sich gut mit Wasser und Vorräten, und sie beschlossen, fünf Tage zu wandern; aber am sechsten Tage wollten sie umkehren.

Nun hatten sie sich in früheren Jahren Tauben gezogen, die so anhänglich waren, daß sie immer zu ihrem Herrn zurückflogen, wenn sie irgendwo losgelassen wurden. Oft hatten sich die Brüder so miteinander unterhalten, wenn sie auf entfernten Höhen weideten; sie hatten ihnen dann Bänder um die Füße gebunden und Scherze darauf geschrieben, die ihnen gerade einfielen. Jetzt wollten sie jeder eine Taube des andern mit sich nehmen und sie fliegen lassen, wenn der Fluß gefunden war.

Gegen Abend gingen sie zusammen fort. Vor der Brücke nahmen sie Abschied. Jussuf ging hinüber und folgte dem Wege zu ihren alten Weideplätzen. Dschami blieb stehen und grüßte seinen Bruder noch einmal, dann bog er in die Felsenschlucht und kam bald höher ins Gebirg hinauf. Die Nacht war schwül, und es führte kein Weg über die Felsentrümmer; aber er lief mehr, als er ging, und als die Sonne heraufkam, war er schon weit von seinem Heimatdorf entfernt, und alles war ihm unbekannt ringsum. Er setzte sich auf einen Block und aß und trank und fütterte die Taube seines Bruders. Aber die Ungeduld ließ ihn nicht lange ruhen. Er wählte den Weg am Grat entlang und ging trotz der glühenden Sonne den ganzen Tag. Zu beiden Seiten sah er Berge über Berge, blau und duftig in der Ferne, steinig und blendend in der Nähe. Zwischen den Felsen wuchs wildes Gesträuch, aber die Blätter waren welk vor Durst, und nirgends war Wasser. In der Nacht schlief er ein paar Stunden; aber noch ehe die Sterne verschwunden waren, ging er wieder weiter. So ging er den zweiten, den dritten und den vierten Tag. Da änderte sich die Landschaft, und er kam in eine große Ebene. Spuren von Wasserlachen sah er hie und da, mit weißen Krusten eingerahmt; aber als er davon trinken wollte, war es salzig und bitter. Je weiter er ging, umso größer wurde in ihm die Sehnsucht nach dem großen Fluß.

Aber der fünfte Tag verging, er hatte ihn nicht gefunden. Da dachte er: Vielleicht finde ich ihn morgen. Wenn ich sparsam lebe, komme ich mit meinem Vorrat auch in sechs Tagen noch heim.

Am sechsten Tag dachte er: Was mir sechs Tage reichen sollte, reicht auch noch einen Tag länger. Aber er ging wieder umsonst den ganzen Tag. Berge wechselten mit Ebenen und Dornengesträuch mit hartem Gras; aber frisches klares Wasser fand er nicht. Als der siebente Tag vergangen war, da wußte er, daß er das Suchen nimmer aufgeben könnte. Er hatte nicht mehr viel zu essen und noch weniger zu trinken; aber wenn er den Fluß finden würde, dann hätte er ja Wasser in Fülle und könnte schöpfen für den Heimweg, und Nahrung wuchs dort sicher auch. Wenn er ihn aber nicht fände? Warum wollte er dann zurückkehren, um weiter im ausgedörrten Gras seine Tiere zu hüten und zu sehen, wie eines nach dem andern verhungerte?

Vom Bruder war auch noch keine Nachricht gekommen.

Aber vielleicht war der Fluß unter jener weißen, langgestreckten Wolke am Horizont, und morgen oder übermorgen konnte er ihn erreichen. Er schritt immerfort und rastete nur noch, um zu schlafen. Das Essen nahm er nur bissenweise und kaute während des Gehens, um lang damit zu reichen. Dann übte er sich im Dursten, bis ihm die Zunge am Gaumen klebte.

Am Morgen des zwölften Tages, da er von daheim fortgegangen war, bestieg er wieder den Kamm eines Gebirgszuges, der quer durch die Ebene lief. Seine Kräfte waren nahe an der Erschöpfung; aber mechanisch ging er immer weiter,

Hoffnung und Verzweiflung in jedem Schritt. Immer schwerer wurde das Gehen. Ein letzter Schritt, da war er oben und fiel auf seine Knie, und Tränen liefen über sein Antlitz.

In der Ferne glänzte breit und mächtig der Fluß. Seine Ufer waren grün und voll Morgenduft, in großen Bogen strömte er durch das Land und verlor sich im weiten Horizont.

Der da kniete, weinte, ohne daß er es wußte, und fing an zu singen, alte Lieder von seinem Bruder, aus der Zeit, als sie noch kleine Buben waren, und nahm die Taube aus seinem Rock und küßte sie und gab ihr zu fressen, soviel sie wollte, und Wasser, soviel sie wollte, und riß einen Streifen von seinem Hemd und schrieb darauf: „O Bruder, am Abend bin ich dort, wo keine Not mehr ist!“ und band es fest an ihrem Fuß und ließ sie fliegen. Die Taube stieg senkrecht in die Luft und bog dann rasch nach Osten und war verschwunden.

Nun war er zum ersten Mal allein auf dem einsamen Berg; bis jetzt hatte er nicht daran gedacht, weil er das Herz der kleinen Taube immer bei sich klopfen fühlte. Fast hatte er Angst, das Wunder des schönen Flusses möchte wieder vor ihm zergehen; aber dann legte er alle seine Vorräte vor sich auf den Boden und lachte, weil es so wenig waren, und fing an zu essen und überlegte sich den Weg von einem Hügel zum andern, wie er es von oben so gut überschauen konnte. Es schoben sich noch viele Hügelwellen dazwischen, eine immer nur um einen feinen Ton blauer als die andere. Er sah, ein guter Tagesmarsch war noch zu machen. So tat er das letzte Stück Brot in seinen Sack und schaute noch einmal auf das silberne Band in der Ferne und lief dann rasch den Berg hinunter.

Am Mittag hatte er mehr als die Hälfte der Hügelketten überschritten; aber den Fluß konnte er nicht sehen, denn es waren noch viele vor ihm und hemmten den Blick. Das Land war nichts als Wüste: Steine, Steine und gelber Sand, auch kein grüner Halm stand mehr dazwischen.

Die Sonne sank immer tiefer, eine Ungeduld erfaßte ihn und jagte ihn jedesmal wieder die nächste Welle hinauf. Aber enttäuscht sah er oben nur dasselbe Bild wie schon den ganzen Tag, nur mit immer längeren Schatten. Es wurde Abend und dunkel, und die Sterne kamen zahllos und schienen auf die bleichen Steine und auf den Menschen, der immerzu ging, in derselben Richtung.

War es eine Luftspiegelung gewesen?

Sein Wasser war schon lang zu Ende, und er sank um vor Müdigkeit. Aber er konnte nicht mehr schlafen.

War es dem armen Bruder gegangen wie ihm?

Er hatte keine Hoffnung mehr; jedoch am Morgen raffte er sich wieder auf, der Durst quälte ihn furchtbar. Aber er fiel wieder hin vor Schwäche und ritzte sich am Arm. Gierig trank er sein eigenes Blut, doch es stillte ihn nicht. Er dachte an den Tod, der bald ihn zu erlösen käme.

Aber vielleicht war der Fluß schon hinter dem nächsten Bergrücken. Er schleppte sich hinauf, die Hoffnung gab ihm noch einmal Kraft. Oben brannte die Mittagssonne unbarmherzig in die tote Wüste. Da brach er zusammen...

Nach vielen Stunden hörte er ein Flügelrauschen über sich. Eine Taube sank auf ihn herab und blieb ermattet liegen mit ausgebreiteten Flügeln. Ihr Kopf lag auf der Seite, die Augen waren geschlossen. Noch klopfte ihr Herz furchtbar stark und schnell, dann hörte es plötzlich auf. Er löste mit zitternden Händen das Band von ihrem Fuß und las: „Du solltest bei mir sein, Bruder, und mir schauen helfen all das Wasser und die Bäume und die Früchte und die Wiesen mit den Gazellen.“

Es klapperten ihm die Zähne zusammen vor Fieber. Er preßte das Gesicht und die Hände in den heißen Sand.

Als die Sonne unterging, war er tot.

---

# Neue Schweizer Lyrik.

Die heimatliche Liederernte des vergangenen Jahres ist keine allzu reichliche gewesen; immerhin hat sie uns ein paar Klänge von beachtenswerter Tonart, ein paar neue Namen, die man sich wohl merken darf, gebracht. Da ist vor